

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 9

Artikel: Das Zauberwort
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

griff genommen. Man verwendete dabei Gubel-Menzingerstein, für die feineren Partien Oberkirchner-, im Innern auch St. Margarethen- und Ostermündinger-Sandstein. Der Ausbau kostete rund Fr. 420,000. Am 25. November konnte der letzte Stein der Kreuzblume gesetzt werden. (Schluß folgt.)

Quellen obiger Darstellung: Dr. B. Gaendle und A. Müller, „Das Münster, Festschrift zur Vollendung der St. Vinzenzkirche“, und Ed. v. Rodt, Bernische Kirchen, beide Werke im Verlag A. Francke erschienen. Diesen beiden Werken entstammen auch die Klischees auf Seiten 102 und 104.

Allerlei Inschriften und sonstige Kuriosa.

Von Bergingenieur L. Rosenthal (Basel).

An den Außenwänden oder im Balkenwerk alter Häuser, in ihren Wohnräumen, Trinkstuben, an steinernen Torbögen oder Grabsteinen, liest man oft wunderliche, meist gereimte Denk- und Sinnprüche, Betrachtungen aller Art, bald ernst, bald launig, denen aber nicht selten tiefe Lebenswahrheiten zugrunde liegen.

Von den Hausinschriften, mit denen wir uns zunächst befassen werden, dürften einige schon dem Leser bekannt sein, nichtsdestoweniger aber wollen wir sie zu Nutz und Frommen derer, die sie hier zum ersten Male erblicken, nicht weglassen. Und wer von ihnen weiß, frischt dadurch vielleicht gern seine Erinnerung auf.

In den niedersächsischen Landen, wo fast immer das große Scheunentor den Eingang zum Hause bildet, zeigt der obere, leicht gekrümmte Balken des ersteren meist nur den Namen des Erbauers und Besitzers nebst dem seiner Ehefrau. Unzähligmal wiederholt sich da derselbe Satz, z. B.: „Jürgen Knippsscheer und seine Ehefrau Fietken“, geb. Wob, haben Gott vertraut und dieses Haus gebaut A. D. 1684.“ Namen und Jahreszahl lauten natürlich jedesmal anders. — Auf Originalität kann diese stereotyp wiederkehrende Rundgebung selbstredend keinen Anspruch machen. Aber hie und da findet der Wanderer auch sinnige Spruchweisheiten in den Tor- oder Mittelbalken der Häuser eingeschnitten. Gewiß ist es keine alltägliche Plattheit, wenn es da heißt:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Schon vor mir war ein anderer drein,
Nach mir wird wieder ein anderer sein,
Wie kann ich sagen: Das Haus ist mein.“

Oder wenn ein dörflicher Faust philosophiert:

„Ich komme, weiß nicht woher —
Ich gehe, weiß nicht wohin —
Verschlossen bleibt mir des Lebens Sinn,
Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin.“

Wieder ein anderer bemerkt:

„Wer sein Haus baut an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen.
Der eine betracht's,
Der and're acht's,
Der Dritte belacht's,
Der Vierte veracht's.
Was macht's?“

In Gröbming, einem obersteirischen Städtchen, sah ich an einem Hause eine Malerei, die obwohl schon alt, doch von dem bauerischen Künstler ganz nach Art der heutigen Futuristen und Kubisten an die Wand gepinselt war. Einfach scheußlich. Man erblickte da den heiligen Florian, den Schutzpatron gegen Feuersnot, wie er einen Eimer voll Wasser auf ein brennendes Haus gießt. Darunter standen die Worte:

„Heiliger St. Florian,
Du kreuzbraver Mann,

*) so viel wie Sophie.

Verschone unsere Häuser,
Zünd' andere dafür an.“

Recht christlich gedacht. Ein Menschenkenner aber war der, welcher über den Eingang seines Hauses das Sprüchlein setzen ließ:

„Allen, die mich kennen,
Denen gebe Gott, was sie mir gönnen.“

Nun zu den Trinkstuben. Im Ratskeller zu Lübeck sieht der Besucher ein mittelalterliches Wandbild, das ihm zeigt, wie ein paar ehrwürdige Matronen die junge, tiefverschleierte Braut dem fröhlich entgegenhüpfenden Bräutigam zuführen. Darunter steht zu lesen:

„Manniche Mann lude singt,
Wenn man em de Brud bringt.
Wenn he wüßte wat man em brochte,
He woll lieber weenen mochte.“

In einer andern Trinkstube Norddeutschlands (Hildesheim) lehrt uns ein Verslein:

„Ob Rittersmann, ob Lanzknecht,
Ein jeder gern sein' Schoppen stecht.“

Nach bayerischer Art derb und gewiß aufrichtig gemeint ist die Mahnung im Kapferbräu zu Murnau:

„Sprich' nit 'so viel, du Schuff!
Bier will ich, doch nit Luft.“

Das dürfte heutzutage fast überall stehen. Sind doch die „Feldweibelborten“ oft so bedeutend, daß sie nahezu das obere Drittel des Glases einnehmen.

„Maß halten ist schwer“, liest man unter einem Bilde in einem Münchener Bräuhaus, das uns eine Kellnerin zeigt, die in jeder Hand fünf Maßkrüge hält.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zauberwort.

Im Hintergrund der Szene wartet schweigend der neue Präsident der Vereinigten Staaten, Harding, sieht gelassen zu, wie Europa sich den Kopf zerbricht und ratlos über die Verteilung der Wiedergutmachungskosten sich streitet. Er läßt die Streitenden warten, bis die Verhandlungen dort angelangt sind, wo sie schließlich anlangen müssen: Bei der Einsicht, daß kein Land mit dem Bleigewicht überpannter Verpflichtungen existieren kann, daß in keinem Lande Arbeit geleistet werden kann, wenn der Ertrag an die fremden oder eigenen Parasiten abgeliefert werden soll, und daß, wenn ein einziges der unter sich solidarischen Wirtschaftsgebiete unter solchen Lasten erstickt, auch die andern erstickten. Parasiten, das sind all die sichtbaren und unsichtbaren, anonymen und bekannten wirtschaftlichen Kräfte, die rein negativ wirken: Die auslaufende Kraft des eigenen Staates, der Mittel zur Erhaltung von Kriegstrüppeln, wuchernder Bürokratie und unmäßigen Zahlen von Armen, Entkräfteten und Arbeitslosen benötigt, die auslaufende Kraft fremder Staaten, die Guthaben und Zinsen eintreiben wollen — seien es Krieganleihen oder Kriegskontributionen, es kommt auf eins heraus — schließlich die auslaufende Kraft großer Teile des Volkes, die entweder ihre Arbeitskraft verknappen oder Spekulationsgewinne oder arbeitsloses Einkommen anderer Art entziehen. Diese den Wirtschaftsorganismus lähmenden Parasiten, die wie schleichende Gifte wirken, gilt es zu entfernen; gelingt es, dann ist die Zukunft gesichert. Gelingt es nicht, so wird das Siechtum weitergreifen, bis es in einer akuten Krankheit ausbricht.

Der deutsche Außenminister Simons ist mit seiner Delegation, 55 Personen stark, abgereist. „Fest bleiben!“ schrien ihm die Berliner nach. Er blieb bis jetzt vor allem den fremden Journalisten gegenüber fest, denen er auch kein Wort der deutschen Gegenvorschläge verriet. Er wird sie in London mündlich vorlegen. An die Öffentlichkeit gelangte

bis jetzt bloß die nicht dementierte Idee eines internationalen Verkaufs- und Verteilungssyndikates für Rohstoffe, das die wichtigsten für alle Industrien der Erde notwendigen Materialien zu verwalten und den einzelnen Staaten zuzuteilen hätte. Berlin verlangt dieses Syndikat als notwendige Grundlage für die deutsche wirtschaftliche Weiterexistenz, welche ihrerseits Voraussetzung für die Wiedergutmachung sein muß. Das gleiche Syndikat müßte wohl auch die Materialien für den Wiederaufbau bereit stellen. Deutsche Geldentschädigungen sind vorgesehen; es ist fast gleichgültig, ob 125 Milliarden, wie verkauft, oder weniger; die 100 Milliardenifferenz gegenüber den Pariserforderungen kann auch größer sein, ohne daß der Effekt ein anderer wäre. Es handelt sich weniger darum, ob Frankreich sein wirtschaftliches Leben möglichst rasch von den Fesseln der Kriegsschäden befreien kann. Es kann dies sicherlich, wenn es seine Gläubiger mit gangbaren anerkannten Geldwerten befriedigt, kann es aber auch, wenn seine Gläubiger in den Stand gesetzt werden, sofort und ungehemmt zu arbeiten und zu produzieren, ohne daß ihre Gewinne bis auf Null geschröpft werden. Der erste Weg ist ungangbar, weil die Gelder gar nicht in der geforderten Menge vorhanden sind; der zweite dagegen ist gangbar, und dies umso mehr, als jeder gesicherte Arbeitsertrag bei garantiertem Absatz sich in sich selbst multipliziert. So oft ist dies gesagt worden, und doch hetet Paris den Götzen „Geldwert“ blind an und will in London nichts holen als „Geldwert“.

In diesem Sinn bedeutet das Projekt Simons, das offenbar Rathenau als geistigen Urheber hat, einen riesigen Fortschritt gegenüber dem französischen. Aber leider muß man sagen, daß die Alliierten mit ganz andern Plänen unzugehen scheinen. Sie verhandeln mit Griechen und Türken, aber sie beraten unter sich wirtschaftliche und militärische „Sanktionen“ gegenüber Deutschland, sofern es sich gegen das Pariserdiktat unwillfährig zeigen sollte. Die Marschälle der Alliierten haben den Plan zum Vormarsch in der Tasche. Fast im gleichen Moment, da Amerika seine Truppen aus dem Rheingebiet abrückt, schlägt Lloyd George, der der Entente-Einigkeit alles opfert, mit Briand ein Abkommen, das einen ordentlichen Spaziergang mit Kanonen ins Ruhrgebiet vorsieht, übt er einen Druck gegen Italien aus, verlangt von Rom „Entschlüsse“ für den Fall der Weigerung Berlins, nachzugeben.

Seit dem deutschen Zusammenbruch hat niemals eine derart entschlossene Stimmung des Nationalismus die deutschen Massen ergriffen. Bürgerliche und reaktionäre Politiker predigen offen: Laßt sie kommen, laßt sie ganz Deutschland besetzen. Von selbst wird das Volk nationalbolshewistisch, von selbst werden im Osten die Tore aufgehen, und haben wir keine Waffen, so werden wir, wie Irland, die Bedränger meucheln. Stinnes warnt in der Deutschen Allgemeinen Zeitung seine draufgängerischen Genossen vor Putzsch und Unflugheiten. Er glaubt, besser zu fahren, wenn er Deutschland aufkauft und den deutschen Staat durch eine angemessene Summe von den französischen Forderungen loskauft. Aber Stinnes ist nicht der einzige Vertreter des Alldeutstums; wenn die Alliierten sich wie bisher in Drohungen gefallen und den Wind des Hasses säen, so können sie Sturm ernten, ehe sie's denken.

Sie können es umso mehr, als die Polen gemäß den geheimen Abmachungen mit Frankreich an der ober-schlesischen Grenze ihre Armeen verstärken, um sofort zu marschieren, wenn es Foch befiehlt. Und sie ersehnen den Befehl; das von London festgelegte Abstimmungsdatum im März scheint ihnen eine ungünstige Lösung zu verheißen; die vertriebenen Schlesier werden an ein und demselben Tag stimmen wie die Geblienen; Korsantyn fürchtet den Gewerkschaftssozialismus, der Polnisch und Deutsch pro Berlin einigt, fürchtet das deutsche Zentrum, das die Katholiken mitreißt, fürchtet das polnische Luthertum. Was Wunder, wenn er den Einmarschbefehl ersehnt?

Man muß annehmen, daß nicht nur das Verhalten der Deutschen in London stark von den Möglichkeiten in Oberschlesien beeinflusst wird, sondern auch die russisch-polnischen Verhandlungen in Riga, und wohl beachten muß man das Zusammenspiel Riga-Berlin-London. Der tatsächliche Abbruch der Rigaerverhandlungen schädigt die Ausichten Bolens in Schlesien. Der Abbruch (wegen 40 Goldmillionen!) kam Berlin sehr gelegen. Der schlesische Einsatz aber wird, so rechnet Lloyd George, die Deutschen zur Besonnenheit ermahnen. Die Drohung des neuen Russenkrieges, den Polen fürchtet, weil seine Eisenbahner streiken und der Konflikt mit Litauen neuerdings aufzulodern droht, ist wiederum eine Waffe gegen Paris. Man kann nicht anders, als in dem Unterbruch der Rigaer Diskussion das geheime Einverständnis zwischen Berlin und Moskau vermuten. Der französisch-polnische Vormarsch würde der automatische Marschbefehl für Trozkis rote Garde sein.

Rechnen wir dazu die außerordentlich gespannte Lage in Kleinasien, so sehen wir die Gefahr des neuen europäischen Konfliktes plötzlich am Horizont auftauchen. Die eine Balance liegt in Oberschlesien, je nachdem sie ruhig bleibt, ist der Konflikt beschworen oder verschoben. In Kleinasien liegt die andere Balance. Die Türken mimen in London Einigkeit. Kemals Delegation erklärt sich mit den Herren von Stambul mehr als solidarisch, verlangt Prüfung der ethnographischen Verhältnisse in Armenien, Kurdistan, Cilicien, Thrazien und Smyrna, freut sich, daß die Alliierten „alle Vorschläge angenommen“ hätten — Lloyd George protestiert gegen diese überhöfliche Wendung — und freut sich schmunzelnd der italienisch-französischen Freundschaft, die bloß König Konstantins Rückkehr zu verdanken ist. Sie hat erklärt, eine innert zwei Monaten durchgeführte Prüfung der Volksverhältnisse anzunehmen und sich völlig dem Entscheid der Alliierten zu fügen, hat aber mit Schmerzen erfahren, daß England in Mesopotamien keinen Schritt weichen und „formell“ keine Revision des Vertrages von Sevres dulden will. Darum behält sich Kemal jetzt schon den Weg nach Moskau offen; sein Gesandter verhandelt über einen neuen Handelsvertrag. Seine Truppen stehen bereit, die wiedererstandene Bauernregierung Armeniens zu erwürgen und Sovietarmenien zu halten, Georgien, das Tiflis wieder genommen, in den Rücken zu fallen und mit dem neuen englandfeindlichen Regenten von Persien in Kontakt zu bleiben; er tut, was er kann, um von London in Freundschaft das Geröstmöglichste zu holen; doch weigern sich die Griechen, in Smyrna dem Entscheide der Alliierten zu weichen. Griechenland hat aber England hinter sich; es kennt Lloyd Georges Absichten. Venizelos sitzt in London. Krieg droht.

Und hinter diesem Theater wartet Washington. Die Times künden einen radikalen Eingriff Hardings an; Amerika und England würden auf ihre Forderungen an alle Staaten des europäischen Kontinents verzichten, damit Frankreich Deutschland entlasten könne. Das wäre das Zaubermittel, das den Organismus von den Giften befreien, den Sowietkrieg beschwören und uns retten würde. -kh-

So sollt es immer sein.

Den längsten Traum begleitet
Ein heimliches Gefühl,
Daß alles nichts bedeutet,
Und wär uns noch so schwül.

Da spielt in unser Weimen
Ein Lächeln hold hinein,
Ich aber möchte meinen,
So sollt es immer sein!

Fr. Sebbel.